

Michael Roper, **The Secret Battle. Emotional Survival in the Great War**, Manchester: Manchester University Press 2010 (paperback), 368 S., 30 Abb., EUR 25,99, ISBN 978-0-7190-8386-0.

Seit etwa zehn Jahren haben sich etliche Studien der neueren Militärgeschichte Kriegen erfahrungsgeschichtlich genähert.² In einer dezidiert wissenssoziologischen Perspektive meint Kriegserfahrung zumeist die deutende Aneignung der Kriegswirklichkeit durch verschiedene Akteure oder gesellschaftliche Gruppen. Der britische Soziologe Michael Roper wählt nach eigenem Bekunden einen anderen Zugang zu seinem Thema. Anhand von Quellen wie Feldpostbriefen, Memoiren und fiktionaler Literatur hat er eine Gefühlsgeschichte des Krieges („emotional history of the war“) geschrieben, in deren Mittelpunkt weniger die soldatische Sinnstiftung des Krieges als vielmehr die außergewöhnlich emotionale Erfahrung des Kriegserlebnisses selbst steht.

Das Buch ist zunächst eine Beziehungsgeschichte zwischen britischen Soldaten an der Westfront und deren daheimgebliebenen Familien, vor allem deren Müttern. So fragt Roper danach, welche Ressourcen den Absendern und AdressatInnen zur Verfügung standen, um dieses Ereignis zu überleben – angesichts der hohen Selbstmordrate nach dem Krieg ein Ziel, das manche nicht erreichen sollten.

Wohl am ungewöhnlichsten für die Konventionen der Geschichtsschreibung sind Ropers Anleihen bei psychoanalytischen Theorien und Autoren, wie er in der Einleitung erklärt: „This book arises from around a decade and a half of reading in psychoanalysis.“ (15) Um den tiefen Eindruck zu verstehen, den der Krieg auf die Psyche der Soldaten hinterlassen habe, um hinter den vereinzelt, versteckten Hinweisen in den Briefen den Schrecken der Kriegsrealität zu erahnen, sei ihm die Psychoanalyse, insbesondere die Ausführungen Arthur Kleins zu infantilen Angstzuständen, von unschätzbarem Wert gewesen. Den Briefeschreibern sei diese tiefenpsychologische Erfahrungsebene nur zum Teil bewusst gewesen, woraus sich, laut Roper, auch der Mehrwert einer psychoanalytisch inspirierten Vorgehensweise für den Historiker ergebe. Gefühle würden in den Briefen weniger reflektiert als unbewusst ausgedrückt. Psychoanalytisch geschult liest Roper in diesem Sinn zwischen den Zeilen. Er ist aufmerksam auf das, was Freud als Parapraxis bezeichnet hat: Grammatikalische Fehler, ein Ausrutschen des Stiftes auf dem Papier, Widersprüche und Wiederholungen können die Gefühlszustände der Soldaten besser beschreiben als der tatsächliche, zum Teil belanglose Briefinhalt. In dieser Hinsicht sind die Briefe psychologische Dokumente, weswegen es kaum verwundert, dass der Autor die Beziehung von Söhnen und Müttern in all ihrer psychologischen Dynamik als das ‚Einfallstor‘ für den Zugang zur Soldatenseele gewählt hat.

2 Vgl. etwa den Tübinger Sonderforschungsbereich 437 „Kriegserfahrungen. Krieg und Gesellschaft in der Neuzeit“, der 2009 zu Ende ging und eine Vielzahl an Studien hervorbrachte. Zum Erfahrungsbegriff vgl. Horst Carl und Nikolaus Buschmann Hg., *Die Erfahrung des Krieges. Erfahrungsgeschichtliche Perspektiven von der Französischen Revolution bis zum Ersten Weltkrieg*, Paderborn 2001.

Dabei sieht er keinen Konflikt zwischen individualpsychologisch beziehungsweise psychoanalytisch inspirierten Tiefeneinblicken und dem kulturgeschichtlichen Rahmen, der von Konventionen und Grenzen des Sagbaren geprägt ist. Zugleich wehrt sich Roper dagegen, in den Gefühlen einzig narrative und diskursive Entitäten zu sehen, wie eine kulturhistorisch geprägte Kriegsgeschichte es oft getan hat. Eine psychoanalytische Annäherung an Gefühle könne dieser Falle einer allzu abstrakt-semantischen Auffassung von Emotionen entgegenen.

Wer nun im ersten Kapitel „Mothers and Sons“ eingehende tiefenpsychologische Erörterungen erwartet, wird zunächst enttäuscht. Im Gegenteil: Kultur- und medienhistorisch konventionell befasst sich Michael Roper mit dem Genre und den Funktionen des Briefes, den Zensurbedingungen und schließlich mit den Konventionen, die zwischen Müttern und Söhnen um 1900 vorherrschten und die maßgeblich beeinflussten, was der Sohn und wie er es seiner Mutter mitteilte. Von den 5.000 im Imperial War Museum archivierten Briefen, die von unverheirateten Männern an ihre Familien geschrieben wurden, ist fast die Hälfte an Mütter adressiert. Sie waren die ersten Ansprechpartnerinnen der Soldaten, wenn es darum ging, den Kontakt zur Heimat aufrechtzuerhalten. Das fast schon exklusive Interesse Ropers an dieser Beziehung kann so auch quantitativ begründet werden. Dennoch hätte man sich gewünscht, dass der Autor zum Vergleich andere Briefe herangezogen hätte, etwa die wenigen, die nur an den Vater gerichtet waren, oder Briefe, die nicht an die Familie, sondern an die daheim gebliebenen Freunde oder auch an die Freundin gingen. Auch stützt sich Roper allein auf Briefe unverheirateter Männer und lässt sich dadurch eine interessante Vergleichsperspektive entgehen, die überdies dazu beigetragen hätte, das Besondere der Beziehung zwischen den Söhnen und ihren Müttern stärker herauszuarbeiten. Dieser gewählte Zuschnitt auf das Thema bringt es schließlich mit sich, dass familiäre Bindungen als die wichtigste Ressource für das Überleben an der Front erscheinen. Andere Bezugssysteme, etwa die Religion, kommen demgegenüber überhaupt nicht vor.

Das zweite Kapitel „Mothering Men“ widmet sich ausschließlich der Kriegsfrent. Der Autor weist nicht nur darauf hin, dass Kriegs- und Heimatfront in unmittelbarem Austausch standen, er beschreibt auch, wie sich das Frontleben nach den Regeln eines (Familien-)Haushalts organisierte, in dem die Nahrungsbeschaffung, alltägliches Putzen und Waschen zu den Hauptbeschäftigungen gehörten. Aber auch die Beziehungen der Soldaten untereinander, zu den Offizieren oder etwa die berührenden Szenen zwischen den Offiziersburschen und ihren Vorgesetzten lassen sich als Familienbeziehungen mit all ihren Ambivalenzen von Bedürfnissen nach Nähe und offenen Konflikten begreifen.

In einer solch engen Verzahnung zwischen militärischen und zivilen Bereichen liegt auch das Originelle an Ropers Buch: Die Familie, insbesondere die Mutter-Sohn-Beziehungen, so sein Argument, gaben das Muster vor, nach dem sich die Ausgestaltung des militärischen Lebens und seiner Beziehungen richtete. Selbst wenn sich Roper auch hier wieder von seiner einseitigen Briefauswahl – Briefe unverheirateter Männer an ihre

Mütter – zu weitreichenden Schlüssen verleiten lässt, hebt er doch einen wichtigen Aspekt hervor, der in der Historiographie des Ersten Weltkrieges zu wenig berücksichtigt wurde. Wird Heimatfront hier oftmals mit politischen Institutionen beziehungsweise mit einem diffusen öffentlichen Raum der Zivilgesellschaft gleichgesetzt, so lenkt Ropers Buch den Blick wieder auf eine für die jungen Soldaten weitaus näher liegende Institution mit besonderer Prägekraft: die Familie.

Der letzte Teil beschäftigt sich schließlich mit den psychischen Grenzerfahrungen und der Frage, aus welchen Ressourcen die AkteurInnen schöpften. Was bedeutete der Verlust eines Sohnes an der Front für die Familienmitglieder und für die Mutter (Kapitel „Love and Loss“)? Wie setzte sich der Soldat mit den Schrecken und dem Horror auf den Schlachtfeldern auseinander? Was berichtete er davon in den Briefen und was nicht (Kapitel „Nameless dread“)? Und schließlich: Was geschah nach Kriegsende, nachdem der Soldat wieder in die vermeintliche Sicherheit und Geborgenheit der Familie zurückgekehrt war (Kapitel „The return oft the soldier“)? Ropers psychologisch geschulter Blick lässt es auch hier zu, dass sich keine eindeutige Gefühlswelt der Soldaten abzeichnet und sich so auch keine der Thesen bestätigen lässt, wie sie etwa George Mosse (die Gewalterfahrungen barbarisierten die Männer im zivilen Leben) und Paul Fussell oder Eric Leed (die Gewalterfahrungen entfremdeten die Männer vom zivilen Leben) aufgestellt hatten. Der Autor zeigt vielmehr Soldaten, die ihre Mütter vor dem Grauen bewahren wollten, das sie täglich erleben mussten, Soldaten, die dennoch auf absichtlich schonungslose Weise die Gräueltaten schilderten, Soldaten, deren Wut und Zorn sich gegen die Heimat und auch gegen ihre Familien richteten, da sich diese in einer ahnungslosen Sicherheit wiegten. All diese ambivalenten Gefühle, so das Hauptargument Ropers, sind Produkte des Kriegsgeschehens selbst und nicht etwa rekonstruierte Artefakte mit nur semantischem Inhalt, wie uns dies eine Kulturgeschichte der Kriegs- und Nachkriegszeit nur allzu oft weismachen möchte. Nimmt man Emotionsgeschichte ernst, so sollte sich der Historiker auch auf diese Erfahrungen einlassen: „not locking away the pain of the past, but trying to digest and to contain it“ (266).

Darin liegt auch das große Verdienst des Buches. Michael Roper lenkt die Aufmerksamkeit auf die Extremerfahrungen der Soldaten und ihrer Angehörigen sowie auf die tief greifenden psychischen Folgen. Dies mit einem emotionsgeschichtlichen Ansatz zu verknüpfen, erscheint plausibel. Eine erinnerungsgeschichtliche Perspektive hatte etwa den Horror des Kriegserlebnisses als einen Topos in den Erzählungen und Memoiren der Nachkriegszeit ‚entlarvt‘ und ihn damit seines unmittelbaren Erlebnischarakters beraubt. Auch Wut und Zorn der Soldaten waren in dieser Lesart Gefühle, die sich in den das Kriegsereignis bereits verklärenden 1920er und 1930er Jahren entwickelten und gegen die Autoritäten im öffentlichen Raum gerichtet waren. Roper zeigt indes, inwieweit das Kriegserlebnis selbst diese zum Teil widersprüchlichen Gefühle von Angst und Horror, aber auch von Wut und Zorn erzeugt hat – Gefühle, die sich zunächst nicht öffentlich, sondern im intimen Bereich von Briefen ausdrückten und unmittelbar auf die Mütter bezogen waren.

Es ist nur zu begrüßen, dass Roper entgegen seiner einleitenden Ausführungen auf tiefenpsychologische Erklärungen weitestgehend verzichtet. Vor allem meidet er jeden psychoanalytischen Reduktionismus, der die Kriegsreaktionen auf frühkindliche Erlebnisse zurückgeführt hätte. Im Mittelpunkt stehen vielmehr das Trauma des Krieges selbst und seine Ausdrucksmöglichkeiten in den Briefen und in der Mutter-Sohn-Beziehung. Wenn dieses Buch in weiten Teilen von der Psychoanalyse inspiriert ist, dann in einer äußerst sensiblen Lektüre der Briefe als psychologische Dokumente der Gefühlszustände, in denen sich die Briefeschreiber befanden.

Susanne Michl, Greifswald

Helene Mühlestein, **Hausfrau, Mutter, Gattin. Geschlechterkonstituierung in Schweizer Ratgeberliteratur 1945–1970** (= Populäre Literaturen und Medien 3), Zürich: Chronos 2009, 170 S., 10 Abb., EUR 24,50, ISBN 978-3-0340-0982-9.

„Hausfrau, Mutter, Gattin“ – dies ist das Sinnbild weiblicher Bestimmung in Frauenratgebern. Die Volkskundlerin und Historikerin Helene Mühlestein hat rund vierzig in der Schweiz in den 1940er und 1950er Jahren erschienene Ratgeber nach deren geschlechterkonstituierenden Funktionen analysiert. Das Sinnbild hat zwar seine Wurzeln im ausgehenden 18. Jahrhundert. Seinen Höhepunkt erreicht das daraus resultierende Frauenideal, welches die Tätigkeiten im Haushalt, die Familienpflege und Gattinnenpflichten als Berufung und Verpflichtung aller verheirateten Frauen auffasst, jedoch erst nach dem Zweiten Weltkrieg. Zu dieser Zeit etablierte sich dank Wirtschaftsaufschwung, Massenkonsum und einer die traditionelle Geschlechterordnung stützenden schweizerischen Politik eine Mittelstandsgesellschaft, die es sich leisten konnte, Frauen ohne Erwerbstätigkeit im Haus wirken zu lassen (8).

Ratgeber vermitteln Regeln. Sie beinhalten Orientierungswissen und stellen Handlungsanleitungen für die Praxis und für die ‚bessere‘ Lebensbewältigung auf. Die untersuchten Ratgeber für Frauen – mit zwei Ausnahmen von Frauen verfasst – haben nach Mühlestein eine spezifische Funktion in der Konstituierung und Zementierung des Frauenideals. Sie richten sich im untersuchten Zeitraum zunehmend an Frauen aller gesellschaftlichen Schichten in einer Übergangsphase, das heißt an erst kurz verheiratete Frauen und angehende beziehungsweise junge Mütter, und dienen als Lehrbücher, die helfen sollen, den neuen Rollen als Gattinnen, Mütter und Hausfrauen gerecht zu werden (30). Gleichzeitig vermitteln die Ratgeber verhaltensnormierende Praktiken: „Sie zeigen der Hausfrau, wie sie ihren Haushalt führen soll, der jungen Mutter, wie sie ihr Kind zu pflegen hat, und der Gattin, wie Weiblichkeit repräsentiert werden muss“ (8). Die Ratgeber fungieren nach Mühlestein als Anleitungen dazu, wie weibliches Geschlecht korrekt gelebt werden soll (8).